

Vorrede

zur vierten Ausgabe.

Die vierte Ausgabe eines Werks, das sich dem Dienste der Kunst in ihrer Lauterkeit und Tiefe widmet, inmitten einer Zeit, die auf diesem und andern Gebieten des allgemeinen Völkerlebens keineswegs vom Siege des Reinen und Wahrhaftigen Zeugniß giebt: sie soll dem Verfasser zunächst Unterpfand sein, daß hier und allerwärts Viele mit ihm gemeinsam ausharren in Lieb' und Treue zu dem von den edelsten Geistern Errungenen, in unerschütterlicher Zuversicht auf den Sieg der guten Sache, wie wirr und falsch, wie vernebelt und tückisch und fratzenhaft uns auch manch böser Tag in's Antlitz höhne. Ein Volk, Ein Leben, Ein Fortschritt, Ein Versinken im Ganzen und allen einzelnen Lebensströmungen. Möchten auch Gleissnerei und flüchtige Selbsttäuschung uns tröstlichere Ausflucht links oder rechts vorgaukeln: Niemand kann wännen und hoffen, daß in seinem Gebiet besserer Sinn zur Geltung komme, denn im allgemeinen Volksdasein. Am wenigsten im Lebenskreise der Kunst. Der Künstler, — wo er auch steh' und wie er sich stelle, welchen entlegensten Aufgaben er sich auch widme, — vor allen Andern ist Er das Kind seiner Zeit und seines Volks. Stimmung, Anschauung, Idee, selbst die Mittel seines Wirkens, Alles gehört seinem Volk und seiner Zeit an, seine Schöpfung ist das Ideal — das vergeistigte Abbild der Welt, des Augenblicks, in dem er gelebt. In dem einheitvollen Volksdasein des Alterthums zeichnet sich das so scharf, daß Aeschylus, Sophokles, Euripides, — die

zum Händereichen einander nahestehenden, — dass der zuchtlose Züchtiger Aristophanes als eben so viel Standbilder hellenischer Lebensmomente zu uns herüberschaun. In der modernen Kultur- und Ständezerklüftung und Interessenversplitterung bildern uns die Künstler je nach ihren Richtungen die Beziehungen und Bildungskreise ab, die sich in das zerfahrene Nationaldasein getheilt haben. Wie einst der Minnesang das Ritterthum, der Meistersang die Zünftigkeit, so spiegelt Goethe die Gemüthstiefe und Geistesmacht des Deutschen aus jener Zeit unsrer Väter tagesklar wieder, wo es erlaubt und möglich war, sich staatslos und geschichtslos an den natürlichen und Familien- und allgemeinmenschlichen Beziehungen genügen zu lassen, — so schwärmt neben ihm Schiller den realitätlosen um so berauschernden Dithyrambus der deutschen Jugend mit, jene ixiontische Liebe, die sehrende Arme nach Wolkengebilden emporstreckt aus der anwidernden Kleinlichkeit und Peinlichkeit der Verhältnisse, unkundig noch und unmächtig, die Wirklichkeit edler zu gestalten — und doch segenschwangere Prophezeiung auch für unsre, der Nachgeborenen, Zukunft, die sich aus der jetzigen Versunkenheit in Gewaltthat und Heuchelei, Trug und Selbsterniedrigung — und trotz ihrer gereinigt, gesundet und heilvoll erbaun soll.

Gleiches, Zug um Zug, ist auf dem Antlitz der Tonkunst zu lesen; auch sie lebt unser Leben mit, tönt unsre Freuden und Leiden wieder, sinkt mit der schwächlichen und verderbten Zeit und erhebt sich mit der gesundenden, für jede Schicht und Richtung des Volkslebens der getreue Wiederhall. So war es stets, so ist es jetzt. Weder sie noch das Dasein des Volks ist ohne diese Erkenntniß vollständig zu begreifen. Das glänzende Leer des Salonlebens, — die Abgespanntheit des Geschäfts, die sich an abgenutzten Liebes- und Intriguenspiessen restauriren oder vergessen möchte, — die Blasirtheit der „Gesellschaft“ und die „Mixed Piccles“ zusammengezerter Effekte und Kontraste, Süßen

und Säuren aller Art, die sie galvanisch aufzucken lassen sollen, — der forzierte Romantizismus auf dem Throne der Zeit, — das weiche kourmacherische Spiel mit süßen Schmerzen, mit zersetzten und heruntergemässigten Leidenschaften, Halb Wahrheit und Halblüge, — jener neue Pietismus, der seine Ohnmacht und Glaubensleerheit verstecken und aufsteifen möchte durch die nachgemachten Formen einer glaubens- und wahrheitsmächtigen Zeit: Alles, Alles ist unserm Leben und unserer Kunst unerlassen, so gewiss und gerecht, als die neue Idee — wo sie sich gezeigt und geregt — in solcher Zeit nicht hat durchdringen können und dürfen. Doch dies ist ein zu wichtiger und umfassender Gedanke, als dass er nebenbei zur Geltung gebracht werden könnte; anderswo wird er sein Recht finden.

Für uns nun, die nach der Versunkenheit Erhebung, aus dem Tode selbst neues Leben zuversichtstark erwarten, gilt es stets und überall: Treue zu bewahren, dem Siege der Wahrheit, der Idee die Wege zu bahnen und die Pforten zu öffnen.

So hat auch mich die ehrende Mahnung einer neuen Ausgabe treu und unermüdlich gefunden in dieser Richtung meines Berufs. Was mir dabei hülfreich zu Statten kam, ist meine Thätigkeit an der vor einem Jahre von den Herrn Kullak, Stern und mir gegründeten „Berliner Musikschule,“ die Gelegenheit bot, neben Privatunterricht und der weniger freien Form akademischer Vorträge Lehre und Lehrmethode in künstlerisch freier, praktischungebundner Weise an Jüngern der Kunst und des Kunstlehramts zu prüfen. Freudig hab' ich das halbe Buch umgestaltet, um keine neue Anschauung und Erfahrung unbenutzt zu lassen, wiewohl auch hier für vollständig ausgebreitete Mittheilung ein andrer, freierer Raum vorausbestimmt bleiben muss. Ist auch aus dieser Prüfung Lehre, Kunstanschauung und Methode in allem Wesentlichen unverändert hervorgegangen: so wird man es doch weder einem Nachlass in der Berufstreue noch

gar eitelm Selbstgenügen beimessen dürfen, sondern nur der Neubefestigten Ueberzeugung. Auch jetzt, wie in der dritten Ausgabe*), scheint sich mir die Aufgabe einer Kunstlehre dahin auszusprechen:

*dass sie durchdringendste und umfassendste Kunst-
erkenntniss in Bewusstsein und Gefühl des Jüngers
verwandle und sofort zu künstlerischer That hervor-
treibe.*

Nicht abstraktes Wissen und nicht technische Abrichtung können Kunstbildung erzielen oder auch nur vorbereiten; sie sind beide das Gegentheil des künstlerischen Wesens und es ist die Erbstünde der alten Lehre**), dass sie über diese widerkünstlerische Tendenz nicht hinausgehn, nicht von ihr hat lassen wollen. Aber eben so wenig kann der besonnene Kenner der Kunst neuerliche Lehrversuche billigen, die darauf hinzielen (wie vor einem Jahrhundert Riepel und später Logier nicht ohne Witz und Lehrgeschick gethan) äusserlich zur Anfertigung von Tonstücken anzulernen, die Kunst zu mechanisiren, statt in den Geist des Jüngers einzupflanzen und aus ihm lebenvoll hervorzurufen. Vielmehr muss — wie die That des Künstlers nur aus seinem eignen freien, von der Wahrheit ganz durchdrungenen Geiste geboren wird und wie sie nicht Metier, nicht abstrakter Gedanke, sondern Geist in Verkörperung ist, so innig wie der Mensch selber Geist und Körper in unzertrennter Einheit — die Kunstlehre fortwährend trachten, zur lebendigsten überzeugungsvollsten Anschauung und aus dieser zu rüstiger und freudiger That überzuführen, mit Beidem aber jene Sicherheit, die auf eignem überzeugungsfestem Erlebniss beruht — und jenen sehnsuchtvollen Drang nach neuen Thaten und Fortschritten zu erziehn, die, wie mir scheint, Bedingung und Kennzeichen wahrhaft künstlerischen Lebens sind.

*) Die frühern Ausgaben sind aus den Jahren 1837, 1841, 1846.

**) Vergl. darüber die zunächst für Lehrer bestimmte Schrift: „Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit,“ bei Breitkopf und Härtel.

Dieser Grundsatz, im Verein mit einer aus frühester Jugend an den Kunstwerken und eigner Kunstthätigkeit herangereiften Anschauung vom Wesen der Kunst, befestigt durch den Anblick der geschichtlichen Kunstentwicklung, durch die wachsende Zustimmung der Einsichtvollsten und durch vieljährige immer ausgebreitetere Erfahrung, ist mir jetzt wie in den frühern Bearbeitungen Gesetz gewesen. Das Wechselspiel von Lehre und That, von Gesetz und Freiheit, von Form und Inhalt, von Melodie und Harmonie — und wie sonst noch die im Wesen einigen Gegensätze heissen — immer lebendiger, beseelender, fruchtbarer anzuregen: das musste diesmal auch vornehmste Aufgabe sein.

Gern möchte ich jüngern oder solchen Lehrern, die noch nicht Gelegenheit gehabt, vervielfältigte Erfahrungen zu sammeln, mit einer Aeusserung über mein Lehrverfahren entgegenkommen; gewiss nicht in der anmaasslichen Ueberzeugung, hier Neues oder besonders Wichtiges sagen zu können, sondern pflichtmässig und anspruchlos hingehend, was ich eben habe. Allein gerade hier macht sich die Unzulänglichkeit aller Schrift, unmittelbare Anschauung zu ersetzen, am stärksten fühlbar. Nicht Bücher erziehn: das Leben erzieht; nur wenn Leben durch Leben erweckt ist und fortwirkt, kann die Schrift ihren Beruf — dann aber auf das Mächtigste und Wohlthuedenste erfüllen: Erfahrung und Einsicht vieler Leben zu vereinen, Anhalt und Sammel-punkt zu geben, dass nicht jede vereinzelte Existenz mit ihrer im Verhältniss zum Ganzen immer höchst beschränkten unmittelbaren Wirksamkeit für sich verkomme und jeder Arbeiter, unberathen und ungefördert durch die stumm bleibende Mit- und Vorwelt, die Aufgabe von Neuem beginnen — oder sich einem dumpf fortgepflanzten Herkommen anschliessen müsse, um nur nicht ganz anhaltlos zu sein. Oft und lange genug hat sich der Mangel dieser Wechselwirkung von Schrift und Leben in unsrer Kunstlehre auf das Nachtheiligste fühlbar gemacht; noch in neuester Zeit haben wir

ansehn müssen, wie Lehrer mit Wort und Schrift Künstler oder Kunstverständige bilden wollten, während ihre eignen Beispiele bezeugten, dass ihnen selber die ersten Geschicklichkeiten des Satzes abgingen; und wie auf der andern Seite geschickte Tonsetzer sich auch für die Lehre auf ihre eigne Thatfertigkeit mit Verschmähung jeder pädagogischen, psychologischen und sonstigen Hilfsbildung zu verlassen und zu beschränken wagten. Jene werden leicht in ihrer Unzulänglichkeit erkannt; nicht so die andern. Nur zu verbreitet ist das Vorurtheil, dass ein geschickter, oder gar ausgezeichneter Komponist schon damit ohne Weiteres auch ein geschickter Lehrer sein müsse, — während doch die Unentbehrlichkeit der weitem einem Lehrer nöthigen Eigenschaften so leicht in die Augen fällt, die Pädagogik längst darüber Aufklärung geboten und die Erfahrung so oft (z. B. an W. A. Mozart und L. v. Beethoven) gezeigt hat, dass Künstlertüchtigkeit und Lehrertüchtigkeit nicht so oft und nicht so nothwendig verbunden sind, um von der Grösse der einen auf die der andern sicher zu schliessen. Der Kunstlehrer muss die volle Bildung und den Geist, die Beseelung des Künstlers in sich haben, muss Künstler sein; aber er kann überdem den vollen Beruf und die Ausbildung, Gewandtheit, Erfahrung, die ganze Tüchtigkeit des Lehrers und Pädagogen nicht entbehren. Wie selten und schwer sich auch die doppelseitige Befähigung finde oder erreiche, man wird bei reiflichem Nachdenken doch nicht umhin können, ihre Nothwendigkeit einzugestehn.

Diesen Ansichten gemäss ist nun mein Lehrverfahren durchaus und vom ersten Anfang an auf Anschauung und That hingerichtet. Nur soviel wird in reiner wörtlicher Lehre vorausgeschickt, als nöthig ist, den Schüler mit dem Lehrverfahren und seiner Mitthätigkeit bekannt zu machen und auf den Anknüpfungspunkt der künstlerischen Arbeit zu versetzen. Von der ersten Notenreihe (der Durtonleiter) nimmt die Unterweisung ihren eigentlichen und bleibenden

Karakter an: fortwährender Arbeit, fortwährenden Bildens von Tongestaltungen, begleitet von Betrachtungen des eben Gebildeten. Indem der Schüler gemeinsam mit dem Lehrer inne wird, was er in der jedesmaligen Tongestaltung erhalten und was daran noch zu vermischen, findet sich das Nächstnöthige oder Nächstmögliche bei fähigern und eifrigern Schülern meist von selber, bei minderbegabten wenigstens so vorbereitet, dass es — folgerechten Lehrgang vorausgesetzt — ohne Schwierigkeit gefasst wird. So ist der Schüler von Anfang an in künstlerischer Thätigkeit, in der Atmosphäre seines künftigen Lebens; und der Lehrer bleibt ebenfalls in künstlerischer Bethätigung und Frische, hat weder in seiner Seele noch in seinem Werke den alten zerstörenden Zwiespalt zwischen Kunst und Lehre zu befahren.

Am lebendigsten und fruchtbarsten bezeugt sich diese Lehre bei der Unterweisung einzelner oder je zweier Schüler, die dem Lehrer zur Seite sitzen, ihm auf die Feder sehn und unversehens oft die Feder selbst zur Hand nehmen, Rath geben müssen, wie man in einer begonnenen Arbeit fortfahren könne, wie man den oder jenen zweifelhaften Fall aufzuklären, zu verbessern, zu vermeiden habe. Je mehr der Schüler dem Lehrer vorzueilen, Erklärung, Ausweg, weitem Fortschritt selbst zu finden weiss, desto gelungner scheint mir das Werk des Lehrers. Selbst irrige Vorschläge des Schülers (besonders bei den grössern Aufgaben der Fugen-, Sonatenform u. s. w.), wofern sie nur irgend eine haltbare Seite haben, werden gelegentlich aufgenommen und ausgeführt, damit der Schüler an den irgendwo hervortretenden Folgen seinen Irrthum mit der Wirkung zugleich erkenne. Ich halte es (wenigstens in der Kunstlehre, da Individualität und ganz subjektives Empfinden und Wollen doch die letzte Entscheidung im Momente künstlerischen Schaffens geben) nicht für gerathen, jeden Irrthum abzuschneiden, sondern ihn erproben, erkennen und damit in sich selber, mit eigener Kraft überwinden zu lassen. Ueberwundner

Irrthum ist Fortschritt; zurückgedrängter droht Wiederkehr.

Nicht so frei und leicht kann begreiflicher Weise bei dem Unterricht einer Masse von Schülern vorgeschritten werden, da hier verschiedene Fähigkeiten, das Maass des Eifers, Charakter und Gesinnung der Einzelnen nicht so treffend beachtet und benutzt werden können, als im Einzelunterricht. Dafür entzündet der Gesamtunterricht unter gutgearteten Schülern leicht Wetteifer und Wechselwirkung, aus denen sich besondere Vortheile gewinnen lassen. Hierüber mehr zu äussern, muss ich mich für jetzt enthalten; an andrer Stelle wird sich, wie gesagt, der angemessene Raum dafür finden.

Berlin, am 30. Mai 1852.

Aus der Vorrede

zur ersten Ausgabe.

Ueber die Tendenz dieses Werkes wüsste ich neben dem, was es selber ausspricht, keine bessere Auskunft, als die Geschichte seiner Entstehung.

Von der frühesten Jugend mit Liebe für die Werke der Tonkunst und dem Drang zu eigenem Schaffen erfüllt, lange naturalisirend, dann einen Unterricht hastig und eifrig mir angewinnend, der, in vieler Beziehung dankenswerth, nur das eine Heissgewünschte, praktische Anleitung, nicht gewährte und mir einstweilen auch jene wenigstens nicht werklöse Unbefangenheit des reinen Naturalisirens störte: sah ich mich immer und immer wieder auf mich selbst zurückgewiesen; es fehlte dem Knaben und dem Jüngling jeder aufklärende Blick in die Weltverhältnisse, seinem Streben und Wünschen war ein Leiter, waren auch bald die äussern Mittel, sich einer auswärtigen Schule anzuschliessen, versagt.